

Nochmals van Gogh

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

muss bei uns auch möglich sein. Dass aber jetzt schon mit Verzögerung gedroht wird, ist unschicklich.

2. Einige Zeitungen meldeten wiederholt: Für die Unterschrift werde zwanzig Rappen bezahlt. Als ob sie selber glaubten, man kaufe den Bürgern die Unterschrift gegen ihr Gewissen ab. Dass sie aber sehr genau wissen, dass nur die Leute, die das Sammeln besorgen, für ihre Arbeit bezahlt werden, geht daraus hervor, dass sie sich selbst bitter beklagen, wenn einmal ihre Gegner solch arglistige Mittel verwenden.



NOCHMALS VAN GOGH

Vor einem halben Jahre hat hier Albert Welti mit Temperament seinem Ärger über Meier-Gräfes Van Gogh-Buch Luft gemacht. Dass er dem Manne gram ist, der anbetet, was er verbrennt und verbrennt, was er anbetet, wer möchte es ihm verübeln?

Dass Meier-Gräfe, wie er sagt, ein „Forscher mit dem Kunsthändlerherzen“ ist — mag sein. Dass er aus Sensationslust schreibt — mag auch sein. Dass es aber keinen Kritiker gibt, der wie er das Theoretische der Malerei selbständig verarbeitet hat und wie er das Handwerkliche kennt, muss jeder zugeben. Und weil er auch die Kunst der Darstellung versteht, dürfen wir seine Werke ohne Ansehen der Person auf uns wirken lassen. Wie die eines Künstlers, bei denen es uns auch nichts angeht, ob er im Schoße seiner Familie oder im Konkubinat oder im Irrenhaus gestorben ist. —

Was mich veranlasst, heute von Van Gogh zu sprechen, ist der Umstand, dass gegenwärtig im Zürcher Kunsthaus fünf Bilder von ihm ausgestellt sind. Keine hervorragenden oder sonst berühmten Bilder, aber auch keine Fetzen aus dem Papierkorb, wie sie seinerzeit beutegierige Kunsthändler auf den Markt gebracht haben und denen Van Gogh hauptsächlich seinen Ruf als „fauve“ verdankt.

Und da kann nun jeder, der sich auch nicht viel mit Kunst befasst, bei diesem Künstler leicht eine Eigenschaft feststellen, die wirklich nur die Wenigen besessen haben, deren Können Ewig-

keitswerte errang. Ich meine die Kraft im Zarten. Die Kraft im Brutalen erlangen und erlügen, das bringt auch ein Stümper fertig. Aber im Zarten nicht fad und schwächlich werden, das war nur wenigen vergönnt. Denn hier kommt alles auf das feinste Gefühl für jene feinste Schattierung an, die oft Kunst von Lüge trennt.

Vor ein paar Wochen habe ich in der Galerie Thannhauser in München zwei Van Goghs gesehen, der eine eine Frühlingswiese mit rotem Mohn, der andere einen blühenden Pfirsichbaum darstellend, beide in zartesten sonnigen Farbwerten. Aber von weitem sah man schon jene entschiedene Kraft, jenes „so und nicht anders“, das den Künstler ernsten Willens auszeichnet. Und erst in der Nähe erkannte man Van Gogh. — So ist es auch besonders mit dem einen Bild in Zürich. Vorn an einem Wege ein rosig blühender Busch, dahinter satter grünes, höheres Buschwerk, alles im milden Frühlingssonnenschein webend. Jeder Farbwert ist wie mit einem leisen, sichern Schlag auf die Leinwand gesetzt. Kein Blatt, kein Zweig, nichts Gegenständliches ist aus der Nähe kenntlich. Da aber jeder Pinselstrich der Wahrheit entspricht, kommt ein unbeschreiblicher Duft, ein wogendes Leben in die so einfache Landschaft. Und auch das Körperliche, die Form ist gewahrt: wir sehen genau, wie weit der vordere Strauch vor den andern steht. —

Was ist Impressionismus? Je mehr man darüber schreibt, je weniger weiß man es; denn die Impressionisten sind unter sich verschiedener als irgend zwei Maler der Vergangenheit. Und Van Gogh, der mit heißem Sehnen nach künstlerischer Wahrheit rang und sich nie am Ziele wähnte, gleicht sich in verschiedenen Zeiten weniger als irgend zwei Impressionisten. Aber ob er male wie in diesem Frühlingslied oder breit und pastos wie in dem Strauß rosig angehauchter Asten auf weißem Grunde, ob er die schärfste Charakterisierung im Linienfluss der Natur oder in einem fast ornamentalen Relief suche wie bei einer Pappel in Zürcher Privatbesitz: überall bedeutet Malerei für ihn das Streben nach jener geheimnisvollen Musik, die das Licht aus allem hervorzaubert, auch aus den gewöhnlichsten und hässlichsten Dingen. Und das unterscheidet ihn von jener ältern Schule, für die die Malerei nur die Begleitmusik von Ideen war, die eigentlich andern Kunstgebieten entsprossen.

Das sind zwei Welten, und wir dürfen nicht sagen: die eine ist gut, die andere schlecht. Dem Künstler, der ganz in der einen aufgeht, ist Ausschließlichkeit erlaubt, ja vielleicht Notwendigkeit. Dem Laien hingegen wäre sie Verarmung.

ZÜRICH

ALBERT BAUR



SCHAUSPIELABENDE

Risum teneatis amici, verbeißt das Lachen, Freunde! Bei nachmittäglichen Temperaturen von 30 Grad spielen wir schon Theater. Vorläufig freilich nur erst im Pfautheater, aber wenn dieses Heft in die Hände der Leser kommt, ist auch schon der Vorhang des Stadttheaters zum erstenmal hinauf- und herabgerauscht.

Mit einer völlig neuen Inszenierung von *Shakespeares* Komödie oder Schwank „*Die Bezähmung der Widerspénstigen*“ begann die Schauspielersaison. Man weiß, dass das Stück bei Shakespeare dem Kesselflicker Schlau vorgemimt wird; der Lord macht sich mit dem betrunkenen Kerl einen Spass: er soll meinen, selbst ein vornehmer Herr zu sein, und recht wirblig im Kopf werden. Wie die Sache schließlich ausging nach Vollendung des Spiels, dafür gibt unser Stück keinen Anhaltspunkt. Das Nachspiel ist verloren. Doch aus einer ältern englischen Posse, die Shakespeare ungeniert benützt hat, weiß man, dass der knotige Zuschauer und Pseudolord wieder von seinen Alkoholdämpfen benebelt wird, über der Komödie einschläft, in seinen Kesselflickerzustand zurückverwandelt wird und ein Knoten bleibt. Das Finale lässt sich somit rekonstruieren, wenn der Wunsch besteht, auf diese Einkleidung des Schwanks zurückzugreifen und dem Spiel diesen Charakter einer Stegreifaufführung im Schloss eines Lords durch wandernde Komödianten zu vindizieren. Das tut die Zürcher Wiedergabe der „Zähmung“, und das macht ihren originellen Reiz aus.

Dabei ist nun aber der Gedanke nicht der, dass die Schauspieler vor Ihrer wirklichen und Ihrer nicht-wirklichen Lordschaft bloße Possenreißer seien und aus der Komödie eine hanebüchene Farce machen sollen, sich selbst zum ausgelassenen Vergnügen. Ganz genau wird in dieser Hinsicht der Wortlaut Shakespeares im Vorspiel beachtet. Den Schauspielern sagt der Lord: „Doch sorg' ich, ob ihr Mäßigung bewahrt; dass nicht, bemerkend sein (des Kesselflickers) verkehrtes Tun, ihr ausbrecht in zaumlose Lustigkeit“. Und der erste Schauspieler, den der Lord von früher her als tüchtige Bühnenkraft kennt, antwortet: „Sorgt nicht, Mylord, wir können uns beherrschen, wär' er die ärgste Fratze von der Welt.“ Selbstverständlich spielen sie auf der improvisierten Bühne im Schlosshof, auf dessen einer Seite ein balkonartiger Vorbau die Sitze für den Kesselflicker-Lord und dessen (männliche) „Madam“, sowie für den echten Lord und sein Gefolge bietet, in einem kräftig-derben Stil; aber vor aller klownhaften Übertrei-